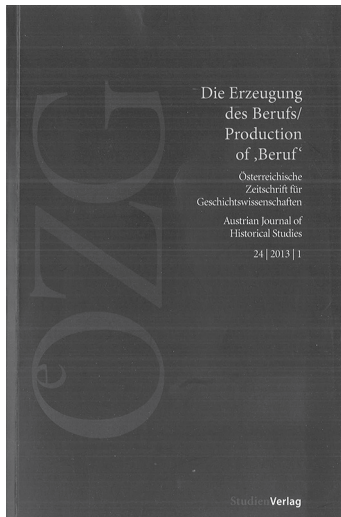


**Alexander Mejstrik/Sigrid Wadauer/Thomas Buchner (Hrsg.): Die Erzeugung des Berufs**



***Genese von Arbeit als Beruf*  
von Céline Angehrn**

Was heute unter „Arbeit“ zu verstehen ist, gilt als eine „Erfindung“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts (Conrad/Macamo/Zimmermann 2000). Selbstverständlich wurde auch in früherer Zeit gearbeitet, die Arbeit erfuhr aber im Übergang zum 20. Jahrhundert einen so grundlegenden Wandel in Bezug auf ihre Inhalte, Organisation und institutionelle Einbettung sowie auf Semantik und Symbolik, dass es angebracht ist, von einer Neukonstitution zu sprechen.

Mit *Die Erzeugung des Berufs*, dem Heft 1(2013) der *Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, legen Sigrid Wadauer, Alexander Mejstrik und Thomas Buchner eine Sammlung von Artikeln vor, in denen eine konsequente Historisierung des heutigen Arbeitsverständnisses unter dem Gesichtspunkt von „Beruf“ vorgenommen wird. Dabei setzt der Band kein festste-

hendes Konzept von Beruf voraus, sondern fragt danach, in welcher Weise die mitunter widersprüchlichen Gebrauchsweisen und Vorstellungen zur historischen Genese des neuen Arbeitsverständnisses beitragen. Gegenstand des Sammelwerks sind somit die „Auseinandersetzungen um Beruf, Arbeit und Lebensunterhalt“ (7) und die Normalisierung und Hierarchisierung von Arbeit in der Begrifflichkeit von Beruf.

Vier Beiträge konkretisieren diesen Fragekomplex anhand von Tätigkeitsfeldern, die an Bereiche angrenzen bzw. in solche übergehen, die gerade nicht als beruflich konzipiert wurden: zum einen die Arbeiten in Haus und Familie, zum anderen das Musizieren. Mareike Witkowski untersucht den bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zahlenmäßig größten Beschäftigungssektor erwerbstätiger Frauen in Deutschland, die Hausgehilfinnen-Arbeit. Diese wurde aufgrund eines fehlenden klaren Tätigkeitsprofils und weil es keine standardisierte Ausbildung gab, nie eindeutig als Beruf kodifiziert. Witkowski analysiert die Bewertung dieser Arbeit als eine „Arbeit ohne Ansehen“ und zugleich als „idealen Frauenberuf“. Auch Sarah Speck nimmt in ihrem Beitrag zu den SOS-Kinderdörfern die Haus- bzw. Care-Arbeit von Frauen in den Blick und beschreibt das Spannungsfeld, das sich daraus ergibt, dass Mutterschaft per se gerade nicht als Beruf kodiert ist, die Frauen in den SOS-Kinderdörfern aber als Mütter angestellt werden.

Um Musik geht es bei Georg Schinko und Anna G. Piotrowska. Während Schinko den Berufsbegriff in der Verwendung verschiedener Musiker-Interessenvertretungen zwischen 1900 und 1938 in Österreich untersucht und dabei Grenzziehungen wie diejenige zwischen dem „Berufsmusiker“ und dem gelegentlichen Nebenerwerb durch Musizieren oder dem „Dilettanten“ herausarbeitet, fragt Anna G. Piotrowska nach den Strategien, welche Komponisten im frühen

20. Jahrhundert entwickelten, um ihr Auskommen zu sichern. Je nach Erfordernissen ihrer Lebenssituation waren die Komponisten durchaus bereit, auf als „überkommen“ geltende Finanzierungsmöglichkeiten wie das Mäzenatentum zurückzugreifen oder sich in „neuen“ und mitunter unbeliebten Feldern wie der „populären Musik“ einen Zuverdienst zu sichern. Lesenswert ist dieser Beitrag auch aufgrund der zahlreichen Zitate, in denen greifbar wird, wie Komponisten der Organisation ihres Lebensunterhalts Bedeutung verliehen.

Zwei Beiträge gehen der „Produktion des Berufes“ in genealogischer Perspektive nach. Thomas Sokoll leistet eine kritische Auseinandersetzung mit Max Webers „Protestantischer Ethik“ und dessen Meistererzählung der aufgewerteten Berufs- und Arbeitssemantik im Kontext von Protestantismus und Frühkapitalismus seit dem 16./17. Jahrhundert. Sokoll schlägt vor, über Weber hinausgehend nach den positiv besetzten semantischen Traditionen von Arbeit zu fragen, die er allen voran im Bereich des Handwerks und der Handwerksdienste vermutet. David Meskill zeichnet die Entwicklung des Berufsbildungssystems in Deutschland in drei Schüben zwischen 1897 und 1937 nach und unterstreicht die zentrale Rolle des *Deutschen Ausschusses für Technische Schulung*. Für das Entstehen des deutschen Berufsbildungssystems sei zudem, so Meskill, der Verweis auf deutsche Qualitätsarbeit gegenüber der amerikanischen Massenproduktion bedeutsam gewesen. Bedauerlich ist, dass in diesem sehr anregenden Beitrag Ausschlüsse aus dem Berufskonzept entlang der Geschlechtergrenze nicht zur Sprache kommen.

Die Durchsetzung von Berufs-Vorstellungen und Berufs-Praktiken in der öffentlichen Arbeitsvermittlung in Österreich in der Zwischenkriegszeit beschreibt Irina Vanas Beitrag. Die Einflussnahme durch staatliche Institutionen und Vorgaben ist auch im Bei-

trag von Wiebke Wiede ein Thema. Wiede vergleicht die Anforderungen an Arbeitslose in der Bundesrepublik Deutschland und in Großbritannien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und kommt zum Schluss, dass diese sich aufgrund unterschiedlicher Konzepte beruflicher Qualifikation stark unterschieden. Das deutsche Konzept der Beruflichkeit und die dazugehörigen Verwaltungsbehörden erwiesen sich Wiede zufolge als „retardierende Barrieren“ (125) gegenüber einer aktivierenden, auf Selbstverantwortung ausgerichteten Arbeitslosenverwaltung. Anders als das bundesdeutsche System, das in erster Linie darauf abzielte, Personen den ihnen zugehörigen Berufen zuzuordnen, setzte das britische System vielmehr darauf, die „Schlüsselqualifikationen“ von Arbeitslosen, verstanden als Auftrittskompetenz und Selbstvermarktung, zu stärken. Der Beitrag von Tuhina Ganguly schließlich verdeutlicht, dass Differenzierungen von Arbeit keineswegs ein ausschließlich europäisches Phänomen darstellen. Sie untersucht die Kategorien von Arbeit im kolonialen Bengalen im 19. und 20. Jahrhundert entlang der Scheidelinie der beiden Begriffe „chakri“ und „chakor“. Im Kontext des Kolonialzeitalters entstanden, wurde „chakri“ als Arbeit konzeptualisiert, die mit englischer Bildung und der Personengruppe der „angesehenen Leute“ in Verbindung gebracht wurde, während „chakor“ („Diener“) körperliche ebenso wie dienende Arbeit meinte.

Der Zeitschriftenband, der wie ein thematisch ausgerichteter Sammelband angelegt ist, überzeugt in jeder Hinsicht. Das liegt nicht nur an der hohen Qualität der einzelnen Beiträge, sondern ebenso an der gelungenen Zusammensetzung und den zahlreichen Bezugnahmen und Verweisen der Beiträge aufeinander. Im Zuge des neu entfachten Interesses der Geschichts- und Sozialwissenschaften am Thema Arbeit dürfte der Band, welcher die „Erfindung von Arbeit“ systematisch von verschiedenen

Seiten her als eine Frage nach dem „Beruf“ aufarbeitet, vielerorts auf Nachfrage stoßen.

### Literatur

Conrad, Sebastian/Macamo, Elisio/Zimmermann, Bénédicte: Die Kodifizierung der Arbeit. Individuum, Gesellschaft, Nation. In: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main/New York: Campus 2000, 449-475

Alexander Mejstrik/Sigrid Wadauer/Thomas Buchner (Hrsg.): Die Erzeugung des Berufs. Production of ‚Beruf‘. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (ÖZG) 24(2013), Heft 1, 220 S.

EUR 27,00

ISBN 978-3-7065-5272-1

MA Céline Angehrn, Universität Basel, Departement Geschichte, Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel, celine.angehrn@unibas.ch

### Sigmund Freud/Eugen Bleuler: „Ich bin zuversichtlich, wir erobern bald die Psychiatrie“



„Waffenbruderschaft“ und ein gutes  
„Stückchen Distanz“  
von Patrick Bühler

Der Film *A Dangerous Method* (2011) des bekannten kanadischen Regisseurs David Cronenberg handelt von der historischen

*ménage à trois* zwischen Sabina Spielrein, Carl Gustav Jung und Sigmund Freud. Spielrein und Jung lernten sich 1904 in der psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich kennen. Genau wie in den meisten Geschichten der Psychoanalyse hat der Leiter der Anstalt auch im Film nur einen kurzen Auftritt. Dabei ist es der Psychiatrieprofessor Eugen Bleuler, der das Burghölzli zur ersten psychiatrischen Klinik machte, die sich für Psychoanalyse einsetzte und überhaupt erst die „Aufmerksamkeit“ seines Assistenzarztes Jung „auf Freud und die Psychoanalyse“ lenkte (16). Nicht nur Jung, auch andere der bekannten Anhänger Freuds wie Karl Abraham, Max Eitingon, Sándor Ferenczi oder Ernst Jones fanden ihren Weg zur Psychoanalyse über die Zürcher Klinik (20).

Die sorgfältig editierte und kommentierte Ausgabe des Briefwechsels zwischen Bleuler und Freud erlaubt es nun erstmals, die Korrespondenz der beiden Gelehrten zu studieren, von der man zwar schon lange wusste, die aber nur in Ausschnitten bekannt war. Das Konvolut hält zwei „Enttäuschungen“ bereit (62), wie der Herausgeber Michael Schröter selbst einräumt: Zum einen ist es nicht so umfangreich, wie man glaubte, zum anderen fehlt rund die Hälfte der Briefe